

Nur ein Gedanke...

Rede an die Festversammlung, 26. November 2019

Matthias Kleiner, Präsident der Leibniz-Gemeinschaft

Liebe Gäste,

nun also nur ein Gedanke:

öffentliche Redebeiträge stehen seit jeher in der Spannung zwischen einem gewissen Drang zur Originalität auf der einen und der Notwendigkeit der stetigen Wiederholung auf der anderen Seite; vor allem dann, wenn dahinter ein Ziel, ein Appell steht. Das ist meist so oder sollte es sein, und so kommt die reine Unterhaltung des Publikums in diesen Fällen eben stets ein bisschen schlechter weg. Sie werden mir das bitte einmal mehr verzeihen.

Als Präsident, als Amtsträger habe ich mich rasch davon verabschiedet, stets in immer neuen Worten vermitteln zu wollen, was aus meiner Sicht zum Beispiel die nächsten Schritte in der Entwicklung einer Organisation oder wichtig und gut für das Wissenschaftssystem seien. Es ließ sich nämlich rasch erkennen, dass die Wiederholung derselben Ideen in denselben Formulierungen weit eindrücklicher und nachhaltiger ist, als die sicher unterhaltsamere und kurzweiligere Variation von Themen und Begriffen. Auch beeindruckt und überrascht mich – immer noch und immer wieder – die langen Kreise, die Ideen bisweilen ziehen, bevor sie aufgegriffen oder wirksam werden.

Der Gedankengang, den ich heute mit Ihnen teilen möchte, beginnt so: Die Situation, in die wir Menschen unsere Erde gebracht haben, setzt diese Spannung zwischen Originalität und Wiederholung vollkommen außer Kraft. Der Klimawandel ist erkannt, seziert, benannt. Die Folgen des Klimawandels sind ebenso erkannt, seziert, benannt.

Dazu ist alles gesagt.

Wir wissen sicher, wo wir stehen; wir wissen sicher, dass unsere Welt eine determinierte Einheit ist in ihrer Schönheit und Weite ebenso wie in ihren Bedingungen, ihren begrenzten Möglichkeiten und ihrem Wesen, das nicht noch einmal nachwächst und aus dem vieles nicht unbegrenzt wiederkehrt.

Ich wiederhole: Wir wissen das alles.

Gleichwohl: War die Kluft zwischen Wissen und Handeln je so groß? War es je so ernst? Ich will für eine verheerende Situation keine Vergleiche suchen. Sie ist beispiellos, und es gibt keine Alternative zu der Anstrengung, die es bedeuten wird, ihre heute sichere Zuspitzung und Zerstörung in einen unvermeidlich invaliden, aber hoffentlich lebensfähigen, nein, vielmehr: überlebensfähigen Zustand abzumildern.

Wann immer ein anderes gesellschaftliches Anliegen gegen aktiven, gelebten Klimaschutz gewogen wird oder werden soll, muss uns klar sein, dass wir und vor allem diejenigen nach uns keine Wahl mehr haben werden, irgendein anderes gesellschaftliches Anliegen zu verfolgen, geschweige denn individuelle Anliegen. Es gilt schlicht und einfach: Die Erde – mit Menschen als ihrem integrativen Bestand – kommt nun für alle vor allem anderen.

Ich sehe die Forschung dabei in doppelter Verantwortung: Auf der einen Seite hat sie ihren Teil daran, dass uns Menschen der Versuch des Beherrschens ins Unbeherrschbare entgleitet. Wir begründen wissenschaftlichen Fortschritt mit persönlicher Neugier und kollektivem Drang zur Entwicklung und haben dabei aus den Augen verloren, dass unstillbare Neugier zu unstillbarem und blindem Wachstum geworden ist. Was möglich wurde durch grandiose Erkenntnisse und Durchbrüche – in ihrem Kern sind es häufig grandiose Errungenschaften – haben wir ohne ein Besinnen auf ihre Folgen einfach in die Tat umgesetzt.

Wir applaudieren immer neuen und weiteren Grenzverschiebungen – die bei genauem Hinsehen oft Grenzüberschreitungen sind oder rasch werden können. Es war stets nachvollziehbar, dass sich der Mensch zu Anfang widersetzt hat, den Naturgesetzen ausgesetzt zu sein. Es schien uns zulässig, ja, es schien uns geradezu hilfreich, Naturgesetze zu beeinflussen, zu nutzen, zu kopieren. Jetzt haben wir sie so oft und so heftig gebrochen, dass die Natur kollabiert.

Wie gesagt: Das wissen wir ja.

Die Unwuchten im Anthropozän, die gehen auf des Menschen Konto, auf unser Konto. Aber der Wissens- und Vorwärtsdrang der Menschen steht nicht nur in ursächlicher Verantwortung für das „zu weit gegangen“ und „immer mehr und zu viel gewollt“. Er steht auch für die Fähigkeit zur kritischen Reflexion des eigenen Handelns und zur Kurskorrektur und dafür, stattdessen nach nachhaltigen Formen des Lebens, Handelns, Produzierens und Forschens zu drängen.

Darin liegt dann die zweite Verantwortung von Forschung: Sich dem Überleben und Leben von Erde und Mensch zu widmen. In der Analyse der Zusammenhänge, der Aufklärung und der Entwicklung und Erprobung von Lösungsszenarien, in der Politikberatung ist sie hierzulande – Achtung: Werbung in eigener Sache: besonders in der Leibniz-Gemeinschaft! – durchaus aktiv und wirkungsvoll. Aber es kann – und muss wohl auch noch viel mehr Forschung geben, die Nachhaltigkeit zur Selbstverständlichkeit ihrer direkten und indirekten Erkenntnisdesiderate oder Entwicklungsziele macht.

Ich bin trotz allem nicht Pessimist genug – und eigentlich bin ich gar kein Pessimist! –, um nicht doch sicher zu sein, dass es uns gemeinsam gelingen kann und muss, diese Haltung anzunehmen: Nämlich unser gesamtes gesellschaftliches, unternehmerisches, alltägliches und forschendes Leben diesem letztlich ebenso dringenden wie schönen Ziel des guten Erhalts der Natur, zu der wir uns zählen dürfen, ein wenig unterzuordnen.

Ich habe einen Begriff ganz nebenbei erwähnt: die Nachhaltigkeit. Ein Projekt am Institut für Zeitgeschichte in der Leibniz-Gemeinschaft erforscht seine Geschichte. Liebe Frau Seefried, schön, dass wir dies gleich während unseres Empfangs in Gesprächen mit Ihnen als Projektleiterin vertiefen können!

Mir geht es um eine konkrete Annahme beziehungsweise einen Befund: Dass der Begriff sich aus seinem engeren Herkunftsbezug in der Forstwirtschaft löste und zunehmend, offenbar variabel interessensgeleitet, in andern Kontexten Einzug hielt. Nun scheint mir die Verknüpfung von Ökologie, Ökonomie und sozialen Aspekten, die die Projektbeschreibung als Versuch der Balance dieser drei vor der Folie globalen Handelns aufgreift, einleuchtend und hilfreich. Gleichwohl zeichnet sich eine Entwicklung des Begriffs von semantischer Offenheit zu semantischer Leere ab.

Wenn nun wiederum das Leibniz-Institut für Deutsche Sprache in einer punktuellen Recherche ihrer Wörterbücher und Text-Korpora nach dem Begriff „Klima“ fragt, so kommt es ab den 1940er Jahren auf eine zweistellige Zahl, ab 1990 bereits auf eine fünfstelligen Zahl. Erste und frühe Verwendungen finden sich übrigens 1749 bei Lessing und 1790 bei Goethe. Der Begriff „Klimawandel“ kommt in dieser Analyse vor 1970 gerade drei Mal vor – etwa im „Bild der Wissenschaft“ und im „Spiegel“, nach 1970 dann steigend bis zu einem echten Sprung 2007, ab diesem Zeitpunkt befinden wir uns konstant im vier- bis fünfstelligen Bereich.

Diese Zahlen beruhen, ich habe es gesagt, auf einer punktuellen Recherche des IDS, aber sie sind weit mehr als „nice to know“: Sie künden natürlich mit ihren teils sprunghaft ansteigenden Verwendungen von wachsender Relevanz der Themen und Sorgen rund um das Klima und den Klimawandel in allgemeinen und spezifischen Kontexten. Aus dem wissenschaftlichen Diskurs, hierzu haben wir das Leibniz'sche Potsdam-Institut für Klimaforschung, unser PIK, gefragt, werden vergleichbare Steigerungen gemeldet: 45.000 neue Publikationen zum Thema Klimawandel und Lösungen dieser globalen Frage im Web of Science 2018.

Die Zahlen machen mich, der ich mich anfangs so nachdrücklich zur Methode der Wiederholung und ihrer Wirkung bekannt habe, gleichsam nachdenklich: Sie sind Belege für die thematische Relevanz in spezifischen Diskursen, und die Häufung der Begriffe Klima und Klimawandel in allgemeinen Korpora zeigt, wie sie aus Ursprungskontexten in andere Lebensbereiche ausschwärmen und, so steht es zu vermuten und zu wünschen, von wachsendem Bewusstsein künden.

Sie dürfen nur nicht Gefahr laufen, Opfer einer gewissen semantischen Entleerung zu werden. Stattdessen müssen wir daran arbeiten, dass der Begriff vom Klimawandel nicht abstumpft und nicht zur reinen Beschwörungsformel wird, sondern seinen Schrecken ebenso wie seine Hoffnung in jeder neuen Nennung und Verwendung voll entfaltet – und auf uns einzeln und gemeinschaftlich wirkt, so dass wir handeln, uns ändern und arbeiten am Erhalt unserer Erde weit über die Dimension unserer eigenen individuellen Leben hinaus.

Dann kann man es gar nicht oft genug sagen und als Optimist, der ich im Herzen bin, darauf vertrauen, dass wir das können.

Also: Bleiben wir mutig!